

Montag 09.02.09

Guten Morgen, liebe Hörerinnen und Hörer! Vor Ihnen genauso wie vor mir liegt ein Tag. Es handelt sich um ein und denselben Kalendertag – für uns alle. Die Sache ist längst globalisiert. Dennoch wird *dieser eine* Tag bei jedem von uns anders aussehen. Für jemanden ist es der erste Tag am neuen Arbeitsplatz, für andere der letzte im Krankenhaus, der Tag einer gefürchteten Mathearbeit, der Tag einer wichtigen Begegnung oder – ohne dass wir es voraussehen – der Tag einer unerwarteter Veränderungen. Selbst wenn es für die meisten von uns einfach „Alltag“ wird, wird er sich in irgendetwas unterscheiden von den Tagen zuvor und denen danach und – natürlich – vom Alltag der anderen.

Nicht selten begegnen wir Menschen, die, ein wenig melancholisch, vom Gegenteil dessen träumen, was sie haben. Wahrscheinlich gehören wir auch manchmal selber dazu. Gestresste Angestellte wünschen sich *endlich einmal Ruhe*. Einsame Rentner warten darauf, dass jemand anruft. Usw. usf. – Aber auch die berechtigtesten Träume gehen nicht immer in Erfüllung. Wenn ich, als Christ, davon ausgehe, dass Gott meine Zeit in seinen Händen hält, also auch den heutigen Tag, dann kann ich mit einem Vertrauensvorschuss hineingehen, egal, wie grau, hell oder gar dunkel er dann tatsächlich wird. Es gibt einen tiefen Sinn, der in diesem, heutigen Tag liegt. Werden wir ihn entdecken? Nicht nur Glück und Erfolg machen *Sinn*, auch in Geduldsproben und Not kann er sich verbergen. Ihm auf die Spur zu kommen, bereitet mitunter viel Mühe. Ohne Glauben an Gott, werden manche Fragen in dieser Richtung ewig offen bleiben.

Als mir unser Pfarrer in Saratow an der Wolga, da wo auch ich lebe, vor ein paar Monaten erzählte, dass er in der 200 km entfernten Nachbarstadt einer wolgadeutschen Großmutter begegnet sei, die 79 Jahre lang keinen Priester mehr gesehen hätte, bat ich ihn um die Adresse. Bald darauf fuhr ich selber hin und begegnete einer Frau, die ihr Leben lang gebetet und gehofft hatte. Mit 12 Jahren war sie in einem katholischen Dorf an der Wolga mit vielen anderen Kindern zur Erstkommunion gegangen. Kurz darauf wurde ihr Pfarrer von den Behörden verschleppt und kehrte nie wieder heim. Fast alle Geistlichen in der Sowjetunion erlitten ein ähnliches Schicksal in den dreißiger Jahren des inzwischen vergangenen Jahrhunderts. Später wurden auch die Einwohner der deutschen Wolgadörfer auf Befehl Stalins nach Sibirien und Kasachstan deportiert. Die besagte Frau gehörte zu den Glücklichen, die Frost, Hunger und Zwangsarbeit überlebten. Sie hatte in Sibirien geheiratet. Ihren Kindern konnte sie jedoch nie zeigen, wo sie eigentlich her stammte. Vom Dorf, in dem Beate Stöcklein geboren und aufgewachsen war, blieb kein Stein auf dem anderen. Ich kenne die Stelle gut. Des milderen Klimas wegen, waren sie dann trotzdem irgendwann in den europäischen Teil Russlands zurückgezogen.

Eine Tochter der heute Einundneunzigjährigen, selbst schon dem Rentenalter nahe, erfuhr durch Arbeitskollegen, dass von Zeit zu Zeit ein katholischer Priester in der Gegend sei. Der Mutter zuliebe, setzte sie alles daran, ihm zu begegnen, obwohl sie nur vom Hörensagen wusste, das es irgendwo im Lande solche Leute gibt. Sie fand den Pfarrer aus Saratow, als er bei ihr in der Stadt mit einer kleinen Gruppe Jugendlicher und Erwachsener eine heilige Messe feierte. Sie bat ihn, die bettlägerige Mutter zu besuchen. Und so empfing Frau Stöcklein 79 Jahre nach ihrer Erstkommunion zum zweiten Mal die heilige Kommunion.

Als ich deutsch mit ihr zu sprechen begann, traute sie ihren Ohren nicht. Ihr stilles Gesicht zeigte, wie sie sich mit dem verbliebenen Rest ihrer Kräfte zu erinnern versuchte. Dann bewegte sie ihre Lippen, in der Sprache ihrer Mutter.

Auf dem Tisch Beate Stöckleins lagen drei, bis zur Unkenntlichkeit abgegriffene Gebetbücher. „Wie hat diese einfache Frau das alles ausgehalten ohne aufzugeben?“ ging es mir durch den Kopf. „Und wo ist der Sinn?“

Frau Stöcklein wird sicher nie im Radio zu Ihnen sprechen. Darum will ich es sagen: Für sie hatte das Beten einen *lebensnotwendigen* Sinn. Ich bin überzeugt: Der Treue solcher Menschen verdanken wir Glaubensfreiheit und Neuanfang des Suchens nach Gott in Russland.

Dienstag 10.02.09

Guten Morgen, liebe Hörerinnen und Hörer! Früher hat man, glaube ich, *Zuhörer* gesagt. Interessant, warum das wohl aus der Mode gekommen ist! Ist doch ein Unterschied zwischen hören und zuhören. Radio *hört* man, häufig nebenbei, beim Aufstehen oder Zähneputzen, beim Autofahren oder auf Arbeit. Ein Wort des großen heiligen Paulus mag da trösten: Sogar der Glaube komme vom Hören, hat er gesagt.

Und wenn wir schon mal bei dem Thema sind, dann möchte ich Ihnen eine Begebenheit aus meiner Umgebung in Russland erzählen, in der es um Menschen geht, die auf ungewohnte Weise von ihrem Glauben hörten.

Es war Anfang Oktober vergangenen Jahres. Eine unserer Ordensschwwestern, die sich noch heimlich und unter Lebensgefahr in der UdSSR für das Ordensleben entschieden hatte, war schwer krank geworden. Verschiedene Ärzte stellten verschiedene Diagnosen. Als sie schon kaum noch transportfähig war, fuhren wir sie vorsichtig mit dem besten Auto das wir finden konnten, in die Stadt. In einem Krankenhaus war ihr Aufnahme versprochen worden. Nach schon zurückgelegten 50 Kilometern erfuhren wir über Handy, dass kein Bett frei sei und sie morgen kommen solle. Trotzdem fuhren wir weiter. Meine Nachbarn in Saratow sind ein Ärzteehepaar. Kaum angekommen, versuchten wir einen von beiden zu erreichen. Es musste doch einen Weg geben, jener Ordensfrau zu helfen. Als sie dann am Abend über die Notaufnahme ein Bett im Bezirkskrankenhaus bekam, atmeten wir auf, aber nur für kurze Zeit, denn die Stationsärztin sagte ihr nach einer ersten Untersuchung: Sie sei zu spät gekommen. Mehrere Tage kämpfte die Schwester mit Untertemperatur und plötzlich in die Höhe springendem Fieber. Die anderen fünf Frauen, die mit ihr im Zimmer lagen, spürten schnell, dass sie es hier mit einem ungewöhnlichen Menschen zu tun hatten. Sie bemerkten, dass die Neue betete und umsorgten sie mit Ehrfurcht und Neugier.

Schon innerhalb der ersten 24 Stunden im Krankenhaus, begann die schwerkranke Ordensschwester, den Frauen über Christus, Kirche und Glauben zu erzählen. Vier jener fünf Frauen waren orthodox getauft Russinnen. Die andere, eine Armenierin, war natürlich auch getauft, in ihrer Kirche, wie sie sagte.

Die linke Bett Nachbarin unserer Schwester schien auf den ersten Blick eine sehr unzufriedene und unhöfliche Frau zu sein. Sie war die Erste, die der Schwester ihre Lebensgeschichte zu erzählen begann. Sie war ein Waisenkind, aufgewachsen und erzogen in einem sowjetischen Kinderheim. „Ich habe noch nie einen Menschen gesehen, der betet. Das ist zum ersten Mal“, bedankte sie sich eines Abends bei der Ordensfrau. Am darauf folgenden Entlassungstag verabschiedete sie sich unter Tränen und hinterließ der Schwester ihre Telefonnummer, um nicht wieder zu verlieren, was sie jetzt, mit über 50 Jahren, gefunden hatte.

Im Zimmer herrschte ab dem zweiten Tag ehrfürchtige Stille, als ein katholischer Priester die Krankenkommunion brachte. Auch zwei bis drei junge Schwestern aus dem Kloster kamen täglich zu Besuch. Sie brachten Essen und Kleidung zum Wechseln. Langsam, wirklich sehr langsam, schien es der Kranken besser zu gehen. Die Frauen im Zimmer waren überzeugt, „ihre“ Schwester *müsse* ja gesund werden, wenn so viele für sie beten.

Zweimal in der Woche kam ein orthodoxer Geistlicher zur Liturgiefeier ins große Krankenhaus, das sogar seine eigene Kapelle hatte. Unsere katholische Schwester bereitete die orthodoxen Frauen am Abend darauf vor und weckte sie am nächsten Morgen, damit sie nicht zu spät zur Kirche kamen. Sie ist ein Mensch, der auch Erwachsene mit Liebe zu führen versteht. Wie viele Vorurteile dort in den zehn Tagen ihres Krankenhausaufenthalts abgebaut wurden, wie viel Unwissenheit ein Ende fand und wie viel da *zugehört* wurde, können wir uns wohl kaum vorstellen.

Mittwoch 11.02.09

Einen guten Morgen, liebe Hörerinnen und Hörer! Auch heute möchte ich Ihnen eine Geschichte aus dem Alltag in Russland erzählen, also von da, wo ich seit über 18 Jahren als Seelsorger lebe. Zu jeder menschlichen Seele gehört natürlicherweise ein Leib. Darum kann ich keinen Bogen um die sozialen Nöte armer Menschen machen, wenn ich ihnen wirklich helfen will.

Kurz vor Beginn des Schuljahres besuchte ich ein Dorf in meinem Bistum, das ungefähr 900 km von meinem Wohnort entfernt liegt. Es ist das einzige Dorf bei uns, das einen eigenen katholischen Pfarrer hat, und heißt Alexejewka. Die älteren Dorfbewohner wissen noch, dass es früher einfach „Nummer 8“ hieß. Irgendwo am Horizont der unendlich großen Planwirtschaftsfelder gibt es noch „Nummer 4“ und „die Eins“, wie die Leute dort sagen. Das Dorf war eine deutsche Gründung. Vor ca. 90 Jahren waren deutsche Siedler vom Schwarzen Meer hier an den Ural gezogen, weil ihre Heimat von Hungersnöten bedroht war. Das Dorf war komplett katholisch. In den Jahrzehnten der Kirchenverfolgung taufte *Großmütter* die Neugeborenen. So wussten die Leute, dass sie katholisch seien. Was das aber bedeutete, darauf konnte schon keiner mehr antworten. Genau das war der Grund, warum nach dem Zusammenbruch der Sowjetunion ein Pater aus Österreich bereit war, hierher zu ziehen. Weitab von der letzten Landstraße, im Winter regelmäßig abgeschnitten von der Außenwelt, predigte er den christlichen Glauben, stieß aber gleichzeitig auf große soziale Not, die er allein nicht beheben konnte.

Als ich nun vor Schuljahresbeginn zum Patronatsfest der Mariä-Himmelfahrts-Gemeinde in Alexejewka weilte, begegnete ich zwei Schülerinnen, die barfuss in abgeschnittenen Gummistiefeln einen von Traktoren zerfahrenen Schotterweg entlang stolperten. „So gehen sie bald wieder täglich sieben Kilometer zur Schule und sieben Kilometer zurück“, bestätigte mir der Pfarrer. Und der Winter stand dort im Norden unseres Bistums schon vor der Tür! Wieder zu Hause im Büro, schrieb ich sofort einen Brief an Freunde in Deutschland, mit der Bitte um Hilfe beim Schuhkauf. Manchmal fällt es mir schwer zu bitten, weil ich doch weiß, dass die halbe Welt in Deutschland an die Türen klopft und bittet. Hier aber war klar, dass schnell geholfen werden musste. Für unsere großen Partner, die deutschen Hilfswerke wie „Renovabis“, „Caritas“ oder „Kirche in Not“ war das Projekt natürlich zu klein und zu spontan.

Schnell kam Antwort auf meinen Brief. Ich leitete die Spenden sofort an den Pfarrer in Alexejewka weiter. Es war so viel, dass er mir Ende September eine ganze Fotoserie vom „Schuhfest“ in seinem Dorf schickte. Arme Menschen eines der vielen Dörfer, in dem es heute weder Arbeit noch Schule, weder Straßenbelag noch eine Krankenstation gibt, Alte, die schon nie mehr im Leben mit einem neuen Paar warmer Schuhe gerechnet hätten, hielten ihre Schuhe in der Hand, wie Kinder ein ersehntes Geschenk zu Weihnachten. Diese kleine Geschichte habe ich Ihnen erzählt, weil ich Ihnen einmal für die große Hilfsbereitschaft danken wollte, die es in Deutschland trotz allen Jammers und trotz aller Krise doch gibt.

Als Papst Benedikt der XVI. in München war, erzählte er jedoch von einem afrikanischen Bischof, der in Deutschland schnell Hilfe für Sozialprojekte finde, wenn es aber um Pastorales gehe, um Glaubensunterweisung oder Wertevermittlung, kaum Gehör auf Gehör. Auch ich weiß, dass ein Foto mit Kinderfüßen in abgeschnittenen Gummistiefeln mehr Eindruck macht, als das einer Ordensschwester beim Religionsunterricht. Wenn aber jemand wirklich „Hilfe zur Selbsthilfe“ auf lange Zeit geben möchte, dann muss er Menschen helfen, menschlicher zu werden. Viel Not in Russland hatte ihren Anfang damit genommen, dass man den Menschen ihren Glauben an Gott zerstörte, so sehr, dass sie ihn nicht mehr vermissen.

Donnerstag 12.02.09

Guten Morgen, liebe Hörerinnen und Hörer! Obwohl ich seit 10 Jahren Bischof einer klar umschriebenen Diözese in Russland bin, kann ich nicht sagen, wie viele katholische Christen dort leben. Selbst wenn mich Papst Benedikt persönlich fragen würde, müsste ich antworten: Ich weiß es nicht. Eine staatliche Statistik bescheinigt uns fast eine halbe Million Katholiken in Südrussland, nämlich ein Prozent der Bevölkerung. Das scheint mir aber viel zu hoch gegriffen. Ich selber gehe von 22.000 praktizierenden Gläubigen aus, die einen wirklichen Bezug zur Kirche haben. Gleichzeitig bin ich mir darüber im Klaren, dass das untertrieben ist. „Zählen Sie doch einfach die Getauften“, wurde mir von einem ausländischen Bischof empfohlen. Wie kann ich das, wenn Jahrzehntlang Großmütter getauft haben, oft heimlich!

Eine Geschichte aus unserem weiten Bistum zwischen Ural und Kaukasus möge mich rechtfertigen: Es geht darum, wie wir vor drei Jahren über 200 katholisch getaufte Christen „entdeckten“.

Nach einem 1862 niedergeschlagenen Aufstand in Litauen, bestrafte der russische Zar 12 Männer, samt ihren Familien, mit Verbannung. Mit Pferdetrecks wurden sie über 2000 km nach Südosten deportiert. Dort, in einer unendlich scheinenden Steppe wurden sie ausgesetzt. Sie bauten sich Häuser, versuchten das Land drum herum urbar zu machen, hatten sogar eine kleine Holzkirche und kämpften in den bitterkalten Wintern, wie in den extrem trockenheißen Sommer ums Überleben.

Vor vielleicht 50 Jahren gelang es einem Dorfbewohner nach Litauen zurückzukehren. Von dort ging er nach Amerika, wurde sehr reich und erinnerte sich nun, im Alter, an sein Dorf in der russischen Steppe. Er ließ den Leuten Geld zukommen, damit sie wieder eine Kirche bauten. (Die alte musste vor über 70 Jahren einem sowjetischen Kulturhaus weichen.) Die Leute bauten, wie sie es verstanden und nannten ihren Bau Sankt Katharina Kirche. Als alles fertig schien, bemerkten sie, dass da noch irgendetwas fehle. „Einen Priester brauchen wir noch“, sagte einer, dann alle.

Der Dorfvorsitzende nahm eine kleine Delegation in sein Auto und fuhr in die nächstgelegene Stadt. Das war Saratow, mein Wohnort. Bei der Gebietsverwaltung erkundigten sie sich, wo man einen katholischen Priester finden könne, sie seien Litauer und darum katholisch. Dann bekam ich einen Anruf, wollte die Geschichte aber anfangs nicht glauben. Wie konnte es sein, dass ich bis zu 48 Stunden mit dem Auto unterwegs bin, um meine Pfarrgemeinden zu erreichen, hier aber seien Leute in die Stadt gekommen, die nur 200 km von mir entfernt wohnten und behaupten, ihr ganzes Dorf sei katholisch? Ein Gebäude in einem womöglich aussterbenden Dorf wollte ich der Kirche auch nicht aufladen. Darum bat ich den Pfarrer der Stadt, Licht in die Sache zu bringen.

Zwei Jahre lang fuhr er treu in das abgelegene Dorf, jede Woche, bei jedem Wetter. Das war nicht ungefährlich. Dann aber kam er und sagte mir: „Jetzt kann man die Kirche weihen. Die Leute haben wieder beten gelernt und kennen ihren Glauben.“

Die Kirchweihe war ein großes Fest für das ganze Dorf. Zum Mittagessen war eine lange Tafel mit mindestens 100 Plätzen auf dem Dorfplatz gedeckt, direkt im Rücken eines riesigen, aber verfallenden Lenindenkmals. Es war eine Freude, mit diesen einfachen, armen Menschen ins Gespräch zu kommen. Viele hatten für Russland ungewöhnlich helle Augen. Ich hörte kein schlechtes Wort.

Zu größeren Feiertagen kommen die Leute nun mit einem Bus in die Stadt und lernen lebendige Kirche kennen. Kinder und Jugendliche nehmen, besonders im Sommer, an unseren kirchlichen Ferienprogrammen teil. Bis heute staunen sie über Straßenbahnen, Fahrstühle und manchmal sogar über das Besteck. Im Dorf haben sie keine Zukunft. Mehr noch: Wahrscheinlich hat ihr ganzes Dorf keine Zukunft. Eine Rückkehr in die Heimat ihrer Vorfahren ist aber zu aufwendig und zu teuer...

Ob es noch andere solche Dörfer gibt? Es war zum zweiten Mal, dass wir – im Grunde zufällig – auf eine solche Konstellation getroffen waren.

Als mich mein damaliger Bischof in Dresden vor 30 Jahren fragte, warum ich Priester werden wolle, sagte ich ihm, dass ich mich in der Kirche wie „zu Hause“ fühle, und ich würde gern vielen Menschen zu etwas Ähnlichem verhelfen wollen. Ob es uns mit den Einwohnern jenes litauischen Dorfes in meinem Bistum gelingen wird? Diese Frage ist mir viel wichtiger, als die nach der genauen Zahl von Katholiken in meinem Bistum.

Freitag 13.02.09

Einen guten Freitag-Morgen, liebe Hörerinnen und Hörer! Auch wenn es nicht der Karfreitag ist, so erinnern sich die Kirchen heute dennoch, wie an jedem Freitag, an die Kreuzigung Jesu Christi. „Ja, wirklich? Wie denn? Wo denn?“ werden Sie mich vielleicht fragen. Dieses längst vergangenen, historische Ereignis scheint doch mehr und mehr in Vergessenheit zu geraten und darum im Alltag einzelner keine Rolle mehr zu spielen. Dass ein Lehrer Namens Jesus einst junge Menschen ansprach und sie einlud: „Folge mir nach!“ ... und jene alles liegen und stehen ließen und aufbrachen, das sind Geschichten, die viele von uns zwar noch kennen, aber eben und nur als Geschichten von einst.

Dass manche auch heute auf den Gedanken, von ihm zum Nachfolgen berufen zu sein, ... Selbst praktizierende Christen können sich nicht unbedingt vorstellen, wie so etwas aussehen soll.

Nicht der Wissensstand, sondern der Stand der *persönlichen Beziehung* zu Gott sind das letztlich Ausschlaggebende, wenn sich auch heute, im 21. Jahrhundert junge Menschen entscheiden, alles stehen und liegen zu lassen, um Priester, Ordensfrau oder Ordensmann zu werden. Auch in Russland, wo man Kirchen und Klöster geschlossen, enteignet oder zerstört hatte, wo man über die Zeit von drei Generationen hinweg predigte, dass es Gott nicht gäbe und dass alles nur noch eine Sache der ungebildeten Großmütter, also eine Frage der Zeit sei, auch dort in Russland gibt es heute noch – oder wieder – junge Menschen, die sich angesprochen fühlen, nicht vom Evangelium (als Sache), sondern von dem, der dahinter steht. Sie können sich vorstellen, liebe Hörerinnen und Hörer, dass es für mich als Bischof jedes Mal eine große Freude ist, wenn ich junge Menschen ernsthaft über ihre Berufung, d.h. nicht nur über ihren zukünftigen Beruf, sondern über ihr Leben als Ganzes, nachdenken höre. Meine Freude hat nicht mit den freien Arbeitsstellen zu tun, die ich so gern vergeben möchte, sondern damit, dass da jemand ist, der gefunden hat, was sich in einer Erzählung Jesu der „Schatz im Acker“ nennt.

Wir gehen gewöhnlich davon aus, dass Familie und kirchliches Umfeld zur Berufsfindung beitragen. Und das ist wirklich alles sehr wichtig. Gott aber kann noch weit mehr. Da, wo ich lebe, kommen heute junge Menschen zur Kirche, deren Eltern *und* Großeltern über Kirche gelacht haben, weil man es ihnen so beigebracht hatte. Sie können und wollen ihre Kinder auf einem so ungewissen Weg nicht unterstützen und steuern oft mit allen Mitteln dagegen. Wenn wir in Russland von einer Art Wiedergeburt des kirchlichen Lebens sprechen, dann bedeutet das nicht einfach: „Früher war alles verboten. Jetzt ist es wieder erlaubt.“ Es ist vielmehr eine „*schwere Geburt*“, die sich schon über 15 Jahre hinzieht und mit aktuellen Hindernissen zu-recht kommen muss.

Ich kenne manche junge Leute im Priesterseminar in Sankt Petersburg und in einem Kloster für Ordensschwwestern recht gut. Keineswegs kann man sagen, dass sie sich die Entscheidung leicht machen. Sie sind mutig, aber nicht verbissen; fröhlich, aber nicht leichtsinnig; intelligent, aber nicht hochmütig. Sie suchen, und haben eigentlich schon gefunden. Jeder und jede von ihnen ist ein wirkliches Wunder, ein Geschenk, ein Wegweiser im Labyrinth der Zeit. Priester und Ordensleute bekommen bei uns kein Gehalt. Sie leben von dem, was die Leute geben. Weil das aber nicht viel ist, denn oft sind unsere kleinen, weit verstreuten Kirchengemeinde in Russland sehr arm, muss nicht selten der Bischof das Geld fürs tägliche Brot finden. Ich „finde“ es seit vielen Jahren in Deutschland, da, wo ich her stamme. Sowohl bei

Hilfswerken, wie auch bei Einzelnen bin ich schon oft auf offene Türen gestoßen. Ihnen allen, die irgendwie damit zu tun haben, sei von Herzen dafür gedankt.

Unsere Großeltern pflegten zu sagen, dass man freitags kein Fleisch essen „darf“. Aber manche wussten irgendwann gar nicht mehr, warum das so war. Man hatte es vergessen oder nie gehört. Die Kirche versuchte den Brauch wiederzubeleben, indem sie es freistellte, welche Art von Verzicht der Einzelne am Freitag auf sich nehmen wolle.

Heute ist Freitag – eine Gelegenheit, Gutes zu erneuern. Es müsste aber im Voraus geklärt sein, dass es um kein Brauchtum geht, sondern einen lebendigen Gott, den wir Christen Erlöser nennen, der auch heute Menschen ansprechen kann und es tut, sonst hat es, glaube ich, keinen Sinn.

Samstag 14.02.09

Guten Morgen, liebe Hörerinnen und Hörer! An einem Samstag, wie heute, landete ich unlängst mit einer Maschine aus Moskau am frühen morgen in einer der fünf Millionenstädte meines Bistums: Ufa am südlichen Ural ist die Hauptstadt der Baschkiren. In der Umgebung gibt es Öl und Gas. Darum hat sich die Stadt in den letzten 10 Jahren zu einer wirklichen Metropole herausgeputzt.

Eine kleine Schar von nicht mehr als 25 Gläubigen versammelt sich hier sonntags in einer Wohnung zur katholischen Messe. Sie haben seit einem Jahr einen eigenen Pfarrer, der für ein paar Jahre aus der Slowakei zu uns gekommen ist und der auch andere Städte im näheren Umkreis Ufas betreut. Die Baschkiren sind von ihrer Geschichte her Moslems. Weil die Teilrepublik aber zu Russland gehört, gibt es auch hier einen großen Prozentsatz orthodoxer Christen. Wo aber kommen die Katholiken her?

Jeder hat seine eigene Geschichte. Vertreibung, Arbeitslager, Militärdienst oder Heirat sind Worte, die nur bloss andeuten, was dahinter steht. Familienangehörige leben oft Tausende Kilometer entfernt, wenn es sie überhaupt noch gibt. Möglicherweise ist keiner von ihnen dort in Ufa geboren.

Dann gab es also früher keine katholische Kirche in Ufa? Bei meinem letzten Besuch wurden mir die Einzelheiten des Gegenteils nicht nur berichtet, sondern vor Augen gestellt. Ein Mann der kleinen Kirchengemeinde hatte Zugang zu den Stadtarchiven bekommen und sowohl Daten als auch Bilder zu Tage gebracht. Da gab es eine große, hölzerne Kirche, die nach der Zwangsent eignung noch viele Jahre lang als Blindenschule genutzt wurde, bevor sie wegen mangelnder Wartung zusammenbrach. Wohin aber waren die damaligen Christen verschwunden? Hatten sie es alle aufgegeben zu beten, weil es zu gefährlich war, wenn jemand davon erfahren würde? Nämlich lebensgefährlich! Oder haben sie sich einfach nicht mehr weiter versammelt, weil man hart dafür bestraft worden wäre, aber zu Hause den Glauben ihren Kindern weitergegeben? Wurden sie deportiert, wie die Wolgadeutschen 1941? Nein. 1941 war von ihnen schon keiner mehr am Leben.

Mit einer kleinen Gruppe von Gläubigen besuchten wir an jenem Samstag den größten Friedhof der Stadt. Schneegestöber und Glatteis machten den Weg nicht einfach. So ähnlich muss das Wetter auch Ende 1936 gewesen sein, als 187 Erwachsene, wenige Tage nach ihrem Pfarrer, auf LKWs zum Friedhof gefahren wurden. 187 Männer und Frauen – das war die vollständige katholische Kirchengemeinde von Ufa. Es war Weihnachtszeit, als sie innerhalb von Minuten am Rande einer großen Grube direkt auf dem Friedhof erschossen wurden. Die Stadt hat ihnen vor kurzem als Zeichen der Rehabilitation ein Grab aus Gasbetonsteinen gebaut, in den Ausmaßen der Grube, so groß wie der Grundriss eines Einfamilienhauses, dazu ein Kreuz.

Jene Zeiten sind vorbei. Das wissen wir alle. Heute sind es andere Regionen der Welt, andere Gründe, andere Methoden, mit denen Menschen Menschen unwiedergutmachbares Leid zufügen. Wie groß ist eigentlich unsere Verantwortung dafür, wo fängt sie an, wo und wann hört sie auf? Beim großen Thema Schuld rutschen wir Deutschen schnell, offiziell und automatisch ins Schubfach von „Aufarbeitung der Geschichte“. Wie steht's aber mit der Gegen-

wart? Kennen Sie die Redenwendung, die besagt, dass wir unsere Herzen nicht zur Mördergrube machen sollen? Das Übel fängt oft ganz im Kleinen an, wo jemand „einfach neidisch“ ist, oder „sehr ärgerlich“, wo man die Meinung des anderen nicht ertragen kann oder wo die eigenen Wünsche lauter im Ohr klingen, als der Notruf des Nachbarn.

Irren ist menschlich, aber gut sein noch menschlicher. Beim Besuch der kleinen Kirchengemeinde in der modernen Großstadt Ufa bin ich einer Gruppe von vom Schicksal zusammengewürfelten Menschen begegnet, die zu einer großen Familie geworden sind, die sich gegenseitig gut kennen und die gemeinsam überlegen, wie sie anderen in ihrer Stadt helfen können. Der unfreiwillige, gewaltsame Tod ihrer Vorgänger scheint wirklich schon Früchte zu bringen.

Diese Datei: www.Joern.De/DLFPickelTexte.pdf – Inhalt bekommen vom Deutschlandfunk, Mail von Ingrid Düren Mi 18.02.2009 11:43, und von Bischof Pickel (Mi 18.02.2009 14:46). Mehr siehe <http://blogabissl.blogspot.com/>, Blog vom 15.2.2009. Fritz@Joern.De 18.2.9